



Goeudevert, Ford-Händler*: „Verkaufen Sie wie ein Bekloppter!“

Den großen Chefs jenseits des Atlantiks ist es gleich, solange das Ergebnis stimmt. Und das stimmt inzwischen. Goeudevert hat die einst so verlustreiche deutsche Ford-Tochter in ein hochprofitables Unternehmen verwandelt. 587 Millionen Mark Gewinn erbrachte das letzte Geschäftsjahr – mehr als Volkswagen mit dem dreifachen Umsatz einfuhr.

Nicht alles gelang dem Franzosen. Der größte Ford, der 1985 vorgestellte Scorpio, sollte zweieinhalb Prozent Marktanteil erobern. Das Ziel ist weit verfehlt worden, es ist nur gut ein Prozent.

In der gehobenen Mittelklasse, in der das Kölner Top-Modell antritt, will jeder Massenhersteller inzwischen Wagen verkaufen, weil die mehr Gewinne bringen. Eine Firma wie Ford, deren Name so wenig High-Society-Glitzer ausstrahlt, hat es da besonders schwer.

Unter die Gewinnmacher ist Goeudevert aufgestiegen, weil er die Ausgaben beschnitt – Kosten-Management nennen das die Unternehmensberater.

Die Produktion wurde durchrationalisiert, über das Werk in Köln-Niehl kam das japanische Kanban-System: Die Motoren werden nur auf Abruf hergestellt und direkt ans Fließband geliefert. Bislang produzierte das Motorenwerk auf Vorrat – die Lagerkosten waren entsprechend hoch.

Was der 103-Kilo-Mann selbst, trotz gelegentlichen Fastens, nur schwer erreicht, hat er mit dem Unternehmen geschafft: „Wir sind sehr viel schlanker geworden.“

Wie hartnäckig Goeudevert beim Erschaffen von Mehrwert vorgehen kann, hat auch die Leute in der Londoner Europa-Zentrale überrascht. Mit dem Franzosen können sie nicht mehr so umspringen wie mit vielen seiner Vorgänger, die wie ein Vertriebsleiter

Deutschland behandelt und nach ein, zwei Jahren abgeschoben wurden.

Im Gegenteil: Goeudevert sieht in dem riesigen Ford-Imperium einen perfekt organisierten Termitenbau, in dem man „gelegentlich mal hineinstochern muß, damit die Termiten neue Wege finden“. Und als produktiver Unruhestifter fühlt er sich schon wohl.

Als solcher tritt er auch innerhalb der deutschen Automobilindustrie auf. Er leiht sich zum Wochenende schon mal einen Ferrari Testarossa mit 390 PS aus und ist, wie die Kollegen bei den anderen Herstellern, gegen ein Tempolimit. An die gängige Sprachregelung – deutsche Autos sind so wunderbar, weil sie für die Höchstgeschwindigkeiten auf deutschen Autobahnen ausgelegt sind – hält er sich aber nicht, weil sie offensichtlich schwachsinnig ist.

Goeudevert fragt, wie die Industrie argumentieren will, wenn tatsächlich mal die Geschwindigkeit begrenzt wird: Wie will sie dann noch glaubhaft behaupten, deutsche Modelle seien noch immer besser als die der ausländischen Konkurrenz? Also sagt der Ford-Mann schon heute: „Wir würden dann keine schlechteren Autos bauen.“ Die Kollegen aber sind entsetzt, daß da einer nicht in ihre plumpe Panikmache einstimmt.

Dies Herumstochern, in der deutschen Automobilindustrie und bei Ford: Es macht Goeudevert nicht einfach nur Spaß, er braucht es auch. Wenn er im Ford-Händlersystem etwas ändert und ihm ein Vertriebsmann sagt, „Sie bereiten die Revolution vor“, antwortet er mit Freude, „das ist für einen Franzosen ja nichts Ungewöhnliches“.

Für Daniel Goeudevert ist das stets Bestätigung, noch nicht grau geworden zu sein. Andererseits weiß er, so bunt kann er in der Industrie nur bestehen, wenn er Erfolg hat. „Ohne den“, sagt er, „wäre ich eine Seifenblase.“

JUDEN

Redende Steine

Juden protestierten, Polizisten marschierten – In Frankfurt werden die historisch wertvollen Reste des einstigen Judenviertels geschleift.

Frankfurts Oberbürgermeister Wolf-
fram Brück, 50, ehemals Staatsanwalt
und immer noch mit Anklagen fix zur
Hand, hat eine neue politische Kampfvo-
kabel entdeckt – die Würde.

Stadtgeschichte, erklärt der schneidige
Christdemokrat neuerdings, habe sich
„in würdiger Form“ zu präsentieren.
Wer seine Auffassung nicht teilte, daß
Geschichte am besten im Museum „zu
würdigen“ ist, bietet in seinen Augen ein
„würdeloses Schauspiel“.

Das Urteil des konservativen Rat-
hauschefs gilt einer städtischen Baustel-
le, auf der nichts mehr nach Plan läuft:
Historisch bedeutsame Funde stehen am
Börneplatz den Betonmischern im
Wege.

Auf dem Platz, benannt nach dem
streitbaren Schriftsteller und Journali-
sten Ludwig Börne, der 1786 in der
Hölle des Frankfurter Judengettos gebo-
ren wurde, stießen Bauarbeiter vor drei
Jahren erstmals auf Reste der „Juden-
gasse“, eines einst 300 Meter langen
Straßenzuges, in dem zu Böernes Zeiten
3000 Juden zusammengepfercht waren.

Archäologen legten Keller und
Grundmauern von 19 Häusern frei, dar-
unter ein Hospital und ein jüdisches
Ritualbad – insgesamt fünfzig Meter der
Judengasse kamen ans Tageslicht. „Die
Steine reden nun an diesem Ort“,
schrieb die „Süddeutsche Zeitung“,
„und lauter als man glauben mag.“

Plötzlich war die schmale Gasse wie-
der zu erkennen, die Börne („mühsam



Frankfurter Oberbürgermeister Brück
„Aufgeregte Beflissenheit“

* Bei der Firma Reintges in Essen.

durch den Koth watend“) beschrieben hatte und auf der sich das Leben der weitgehend rechtlosen Frankfurter Juden abspielte, weil die „düsteren Behausungen“ (Börne) ihnen nicht genug Platz boten. Es sei etwas anderes, meinte die „Frankfurter Rundschau“, „von Gettos zu wissen, als die Drangsal ihrer Enge und Dürsterheit nachzuempfinden“.

Doch „das vielleicht wichtigste Zeugnis jüdischen Lebens in Deutschland“, wie das Frankfurter Presseamt unlängst noch urteilte, wird nach dem Willen der Stadt nur in Bruchstücken erhalten bleiben. Auf der Fundstelle soll ein Zweckbau der Stadtwerke entstehen, in dessen Schalterhalle sodann einige alte Gebäude-Grundrisse rekonstruiert werden.

Nach Ansicht Brücks, läßt sich auf diese Weise „die historische Situation in hervorragender Weise deutlich“ machen. Leserbriefschreiber hingegen befürchten „unerträgliche Reminiszenzen“, weil die Ausstellungshalle „auch noch für Gasabrechnungen“ dienen soll.

Tatsächlich bietet der überstürzte Bagereinsatz ein bedrückendes Beispiel für instinktlosen Umgang mit der Vergangenheit. „Darf man am Börneplatz überhaupt bauen?“ fragte die „Frankfurter Allgemeine“; das Blatt erinnerte daran, daß die Stadt auch bei früheren Planungen „bedenkenlos über alle kulturgeschichtlich bedeutsamen Spuren“ des Judengettos „hinweggegangen“ sei.

Die CDU-Stadtregenten lassen sich allerdings gar nicht gern nachsagen, keinen Sinn für Lokalgeschichte zu haben. Schon Brück-Vorgänger Walter Wallmann hatte einen „Nachholbedarf an



Umstrittene Baustelle Börneplatz: „Würdeloses Schauspiel“

Identifikation und Heimatgefühl“ bei den Frankfurtern ausgemacht – und entsprechend handelt.

Wallmann ließ mit Multi-Millionen-Aufwand alte Plätze restaurieren und traditionsreiche Gebäude erhalten oder gar völlig neu bauen, etwa die Fachwerkhäuser auf dem Römerberg, die mehr als fünfzig Millionen Mark kosteten. Bei jeder Einweihung ließen sich Wallmann und die Frankfurter Union für ihr Geschichtsbewußtsein feiern.

An gerade elf Millionen Mark, die in aller Schnelle in den Rohbau der Stadtwerke auf dem Börneplatz gesteckt worden sind, soll nun die völlige Erhaltung der Reste des Judengettos scheitern. Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde hatte dem widerwillig zugestimmt, nachdem, so Vorstandsmitglied Salomon Korn, die Stadt ihm „drohend die Kosten für die Konservierung vorgehalten“ habe.

Der Friede endete, als Bagger vorletzte Woche im städtischen Auftrag die Westseite der Judengasse völlig niederrißen, so daß die Enge des Gettos am Beispiel der gerade zwei Meter breiten Gasse nicht mehr sichtbar blieb.

Junge Juden und Christen besetzten aus Protest den Bauplatz. Kirchenoberer, Gewerkschaftsführer und Politiker wie der Ex-Minister Armin Clausß gesellten sich dazu. „Hier entsteht ein Geschichts-Entsorgungspark“, sprühten Demonstranten auf die Planungstafel des Neubaus.

„Wir im Römer“, tönte Brück aus dem Rathaus zurück, „werden den Rechtsbruch nicht hinnehmen.“ Am Mittwoch letzter Woche ließ er die Polizei zu einem bizarren Einsatz aufmarschieren: Junge Juden wurden wegen „Hausfriedensbruch“ aus den Resten des einstigen Judengettos gezerrt.

Brück tut den Streit um die Zeugnisse jüdischer Geschichte in Frankfurt schlicht als Produkt „aufgeregter Beflissenheit“ gegenüber den Juden ab. In Frageform behauptete der Unionschrist im Stadtparlament gar, die Debatte wäre so nicht entstanden, wenn Häuser von Menschen gefunden worden wären, die „Benachteiligungen“ erlitten hätten, ohne Juden gewesen zu sein. ◆



Judenvertreibung aus der Judengasse (1614)*: „Drangsal und Düsternis“

* Historische Darstellung.